

du gehst mit mir und darfst in meinem sein, den ganzen Sommer lang, alle Tage von früh bis spät."

Da glänzten die Kinderaugen, und willig ließ das müde Kind sich aus dem Stübchen forttragen, wo ihr Mütterchen Ruhe gefunden. Schmerz und Sehnsucht nach der Geschiedenen kamen heiß hinterdrein, aber die alte Frau, bei der das Kind eine Heimat gefunden, wußte dann zart zu trösten. Man hätte nicht gedacht, wie weich sie sprechen konnte, die derbe Frau.

Sie hat Hermine ganz zu eigen angenommen, hat sie in eine gute Schule geschickt, hat ihre schöne Stimme ausbilden lassen, und als sie nach vielen Jahren den Tod nahen fühlte, hat sie Hermine zur Erbin ihres Besitzes eingefetzt.

Das Mädchen hat eine Jugend verlebt, wie sie es sich nie hätte träumen lassen. Nun ist sie eine große Sängerin, und jeder Tag bringt ihr Freuden. Wie gut ist Gott, denkt sie jedesmal, wenn sie am Christ- abende ihre Kindheit wieder übersinnt. Und bewegten Herzens schlägt sie die Tasten noch einmal an und singt mit feierlichem Ausdruck unter Tränen: „Stille Nacht, heilige Nacht!“



Schulsehnsucht.

Es herrschte Mittagsstille in der freundlichen Stadt am großen Strom. Die Glocke der Annenkirche hatte eben laut dreiviertel zwei geschlagen.

In einem Garten, in dem jetzt alle Büsche und Bäume um die Wette blühten, lag eine kleine Person im netten Schulleide im hohen Grase, einen dicken Kranz von gelbem Löwenzahn im feingespinnenen blonden Haar. Die Apfelblütenblättchen wehten auf sie hernieder, und das erfüllte sie mit solcher Wonne und solchem Vergnügen, daß sie die bloßen Arme weit ausgebreitet hatte, so, als wolle sie die ganze Welt umarmen.

Eine Kinderstimme, in der Zorn und Eifer bebten, tönte auf einmal durch die friedliche Stille:

„Da hört aber alles auf. Hier liegt sie im Grase! Und noch kein Haar gekämmt, und die Schultasche nicht eingepackt. Und gleich ist's zwei!“

Die im gelben Kranze erhob sich rasch und sah sehr betrübt und niedergeschlagen aus. Sie hatte ein so liebes, reizendes Gesichtchen, daß einem der schmerzliche Ausdruck doppelt leid tat.

„'s ist ja erst dreiviertel,“ seufzte sie kleinlaut. „Aber du mußt einem jede Freude verderben, du langweilige Gusti!“

Die andere schien sich aus dem Vorwurf nichts zu machen. Sie zupfte nur mit sorgenvollem Kopfschütteln

eifrig an der Kleinen herum, nahm ihr den Kranz aus den Locken, glättete ihr langes Haar und sagte tadelnd:

„Nein, wie du wieder aussiehst, du Fledermisch!“

„Da!“ fuhr sie die Schulgenossin dann an, und ehe das blonde Lenel sich's versah, hatte die andere ihr Hut und Schultasche eingehändigt, die sie schon fürsorglich aus Lenis Wohnung mit herausgebracht hatte.

Dieser Freundschaftsdienst machte das Lenel sofort wieder vergnügt. Es benutzte immer die erste beste Gelegenheit, sich seiner Kummernisse zu ent schlagen und wieder zu lachen und guter Dinge zu sein.

„Adieu, Mutter!“ rief sie laut ins Parterrefenster hinein. Ein blaßes, feines Frauengesicht schaute heraus.

„Adieu, Maus!“

Dann rannten die beiden Mädchen nebeneinander die Gasse entlang, und Gusti drängte und ängstigte sie immer: „Rascher, du! Es wird gleich schlagen! Kannst du denn auch dein Französisch? Na, gewiß nicht! Wie heißt denn auf Deutsch: Passez-moi le poivre? Siehst du, du weißt nix, wie immer. Sag gleich den Satz sechsmal laut vor dich hin!“ —

So und ähnlich ging's zwischen den beiden Schulkameradinnen zu, tagein, tagaus. Gusti war die Klassen-erste, und dem Fleiße nach hätte sie Schulerste sein müssen. Eine Bravere, Gescheitere und Ordentlichere war in der ganzen Schule nicht herauszufinden. Die glückliche Gusti hätte die Ehre und Achtung, die sie bei Lehrern und Mitschülerinnen genoß, so recht in Ruhe genießen können, denn sie hatte es auch zu Haus bei dem freundlichen Vater und Fräulein Fritzi, der stillen Haushälterin, recht gut. Aber ihr steter Ärger und

Kummer war das Lenel, mit dem sie in einem Hause wohnte, und für dessen Verschämnisse sie sich förmlich mit verantwortlich fühlte. Sie hatte schon hundertmal in Tränen zu dem Sausewind gesagt: „Ich kümmere mich gar nicht mehr um dich!“ Und das wäre dem leichtsinnigen Lenel gewiß das allerliebste gewesen. Aber die Drohung auszuführen, brachte sie nicht fertig. Sie ärgerte sich über das Lenel und liebte es doch wie keine ihrer Mitschülerinnen. Sie konnte sich bis zu Tränen darüber aufregen, wenn irgend eine Stunde nahte, zu der Lenel nichts gelernt hatte, und in der ihr Strafe drohte, welcher Gefahr der Wildfang selber seelenruhig entgegensah. Wenn Lenel gescholten wurde, weinte sie ein paar rasche heiße Tränen, und bald darauf blitzte ihr wieder die Sonne der besten Laune aus den nassen Augen. Schlechte Zensuren nahm sie leicht; und nur wenn ihr die Gusti das Zensurbuch entrüstet aus der Hand riß und einen verzweifelden Blick über die langen Reihen der Dreien und Vierer warf, war's ihr einen Augenblick ungemütlich zumute. Denn vor Gustis Auszanken fürchtete sie sich. Das paßte so gar nicht in ihre lustigen Gedanken, in die sonnigen Märchen und die Geschichten von lauter schönen Dingen und guten, lieben Leuten, die sie sich immerfort ausdachte.

Die Gusti aber mußte schelten, sonst wäre ihr das Herz verbrannt. Daß jemand nicht seine Pflicht tat, es nicht schön fand, zu lernen und zu streben, sich lieber dumme Verschen ausdachte, statt ein paar Seiten Exempel richtig zu rechnen und sauber aufzuschreiben, schien ihr ganz undenkbar und war ihr schrecklich. Die Schule war ihr alles, sie liebte sie mit heißer Liebe, noch viel

mehr als ihre Puppen, die sie immer erst nach den Schulferien pflichtgetreu versorgte.

Dem Lenel begreiflich zu machen, was es mit den schönen Dingen Ordnung und Pflichttreue auf sich habe, war ihr keine Redeanstrengung zu groß.

Aber das Lenel sagte höchstens weinerlich: „Ja, warum soll man aber so viel lernen?“

„Daß man etwas weiß, daß man Erste wird,“ erklärte die Gusti.

„Das will ich gar nicht.“

„Und daß einen die Lehrer gern haben!“

„Die haben mich so schon gern,“ behauptete das Lenel strahlend.

So hatte Gusti ihre große Not. Oft wurde sie grob und böß, wenn das Lenel auf ihre guten Absichten gar nicht einging und den Ermahnungen entwichte wie ein lustiger Schmetterling. Dann sprach sie wohl böße Worte, die sie hinterdrein tief bereute. Sie grämte sich oft noch um ihre Grausamkeit, wenn der kleine Fledermisch die Strafpauke schon lange wieder vergessen hatte und aufs neue lachte und lustig war.

Mit dem Kummer um das Lenel hing für Gusti noch ein anderer zusammen, der auch nicht gering war, und der ihr manchen Stich durchs Herz gab. Daß Lenis schöne junge Mutter sie nicht leiden mochte, war der Grund dieses Kummers. Die junge Frau Rittmeister war lange Jahre schwer krank gewesen und war immer noch leidend. Wenn sie mit ihrem Mann, der groß und kräftig war, und mit dem blühenden goldhaarigen Lenel spazieren fuhr, blieben die Leute stehen, so weiß und lilienart sah die Frau aus. Die kranke

Frau hatte sich nicht viel um das Töchterchen kümmern können und wußte von den vielen Klecksen und Ohren in dessen Schreib- und Lesebüchern nichts. Mit den Zensuren übten beide Eltern Nachsicht, sie mochten ihren Liebling nicht strafen, und ihre einzige Sorge war, dieses eine geliebte Kind, das lezte, das ihnen von dreien geblieben, gesund und froh zu wissen. Wenn Lenel rosenrote Backen hatte und glücklich ausah, so war alles gut.

Gustis Drängen, Schelten und Aufpassen trübte nun leider sehr oft ihres Kindes Glück. Da fiel denn mancher finstere, strenge Blick der Frau Rittmeister auf den Plagegeist Gusti, und Lenels Vater tat, wenn er sah, daß sein Liebling den Kopf hing, immer gleich die Frage: „Drangsalierst dich die droben schon wieder?“

„Du bist ein abscheuliches Kind!“ sagte die junge Frau einst, als sie gesehen, wie Gusti die Lene mit Gewalt von der Schaukel herunter an die deutsche Arbeit zerrte.

Einmal, als die Mutter ihr Lenel im schönen Wagen von der Schule abholte, brachte die Gusti dem davonschlüpfenden Leichtfuß gerade die vergessenen Überschuhe über den Hof nachgetragen und zog sie ihr unter heftigem Zanken an die kleinen Füße. Lenel schluchzte; als sie aber gleich darauf den Wagen und ihr Mütterchen darin entdeckte, war alles Leid so ganz vergessen, daß sie unter selbigem Händeklatschen flehte:

„Mutter, nimm auch die Gusti mit!“

„Nein!“ sagte die Frau kurz und klappte den Wagenschlag rasch zu. Gusti sah mit traurigem Gesicht lange hinter dem davonrollenden Gefährt drein.

* * *

Kinder meinen immer, es müsse alles so bleiben, wie's ist. Das Glück nehme kein Ende, und auch ihr kleiner Kummer höre nimmer auf.

Aber wie bald ist alles geändert und zerstoßen, was heute noch so fest und sicher und unabänderlich schien!

Gustis Vater, der ein großes Geschäft in der schönen RheinStadt hatte, galt als ein reicher Mann. Aber eines Tages war alles aus.

Ein großes Geschäft, mit dem der Mann viel zu tun hatte, brach zusammen, wie man so sagt, und bei diesem Zusammenbruch ging alles Geld verloren, das Gustis Vater besaß. Der hatte das große Vermögen hauptsächlich für sein braves kleines Mädchen zusammengearbeitet und zusammengespart, und deswegen grämte und ärgerte er sich über den Verlust so sehr, daß er heftig erkrankte und starb. Die schönen Möbel wurden verkauft, weil noch manche Leute Geld zu fordern hatten, Tante Fritzi mußte sich eine andere Stelle suchen, und Gusti bekam einen Vormund, einen strengen, ernsten Bekannten ihres Vaters, der nicht viel Federlesens mit Kindern machte und mit der Gusti, die nun ein ganz bettelarmes, verlassenes Waisenkind war, vollends gar nicht. Er meinte schon viel zu tun, wenn er den Unterhalt für sein Mündel bezahlte. Ein früherer Diener und ein früheres Hausmädchen von ihm hatten sich geheiratet und hatten ein Wäschegegeschäft angefangen; zu denen gab er das Kind und ordnete an, daß sie morgens eine Gemeindegemeinschaft besuche und nachmittags, so gut sie könne, bei der Arbeit helfe, Wäsche austrage und das kleine Kind der Leute hüte, damit diese außer dem Kostgeld auch noch ein bißchen Nutzen von ihrem Pflegling hätten.

So war die Klassenbeste aus der feinen Schule nun ein richtiges Armenkind. Sie mußte in einem Kellerkammerchen in einem Bett mit hartem Strohsack und unter grobem Rissen schlafen, trockenes Brot essen und mittags mit einem Blechlöffel aus braunem Teller die derbe Mahlzeit löffeln, die oft so knapp war, daß sie nicht satt geworden wäre, hätte sie noch ihren richtigen Appetit aus früherer Zeit gehabt.

Den hatte sie aber freilich nicht mehr. Ihr Herz tat ihr so weh, daß sie es immer mit der Hand hätte halten und streicheln mögen. In der ersten Zeit war sie nur erschrocken und weinte viel und konnte alles gar nicht fassen. Es war ihr noch, als müsse alles vorübergehen. Aber dann sah sie ein, daß es nun immer so blieb, sie sah den Vater nie wieder und nie wieder ihr weiches, weißes Bett und nie wieder die liebe, geliebte Schule. Da kam die stille Traurigkeit, die tiefe, schwere, — die ohne Tränen. Sie tat ihr Tagewerk wie im Traum, und wenn ihr Pflegevater und ihre Mutter sie anriefen: „Gusti!“ so zuckte sie immer zusammen, als bekäme sie einen Schlag.

Die beiden Leute waren nicht böse, aber rauh und barsch und immer ohne Ruh und Raft, um vorwärts zu kommen im Leben. Sie taten selbst viel, aber verlangten auch viel von andern und schalteten, wenn jemand seine Pflicht versäumte. Gusti mußte den kleinen Paul, der ein Jahr alt war, anziehen und waschen, die Stube und Küche in Ordnung halten und oft große Körbe voll Plättwäsche zu den Kunden tragen. Sie tat das alles still und sorgsam und geduldig, nur vor lauter traurigen Gedanken versäumte und vergaß sie manchmal etwas,

und dann gab es arge Schelte. Auch wenn sie lange bei ihren Büchern saß, zankte die Frau Emmelin, daß sie die gute, teure Zeit versäumte. Da lernte sie schließlich das meiste auf den Schulwegen, und die schriftlichen Arbeiten machte sie, so eilig es ging, zwischen ihren Küchengeschäften.

Was galt ihr jetzt denn auch noch die Schule! Sie saß unter vierzig Kindern, von denen die meisten wild und roh waren, in einem dumpfen Zimmer, und der alte Schullehrer, der trotz seiner Brille schlecht sah, kannte die einzelnen kaum. Was in den Stunden vorkam, hatte sie in ihrer Schule längst gehabt.

Ach, wie weh wurde ihr, wenn sie an ihre frühere Schule dachte, an die traute, die teure Schule, wo alles so sauber, so heimisch war, wo sie fast täglich gelobt wurde und täglich Neues und Schönes in Menge lernte! Mit Heimweh dachte sie an zu Haus, aber, weil ihr Vater fast immer im Geschäft gewesen war, doch nur mit gelindem Heimweh, das sich schließlich beruhigte. Aber das Heimweh nach der Schule wuchs von Tag zu Tag und tat immer bitterer weh. Es war ihr, als ob sie die Welt versäume, wenn es ihr einfiel, daß eben eine Religionsstunde oder eine Geschichts- oder französische Stunde in der alten Schule beginne. Sie hatte den Stundenplan der alten Schule im Kopf und dachte jeden Morgen beim Aufwachen: Heute haben sie das und das! — Und dann stellte sie sich die Gesichter der Lehrerinnen vor und die der elf Mitschülerinnen und hörte all die Stimmen und fühlte ein Brennen in der Brust vor Sehnsucht und Gram. „Ach, nur einmal eine wiedersehen!“ dachte sie. „Nur ein

einziges Mal das Lenel sehen! Ob es jetzt wohl braver und ordentlicher geworden ist und sich rechtzeitig auf den Schulweg macht? Und ob es sich wohl freut, daß ich's nun in Ruhe lasse und ihm nicht mehr seine Freuden mit Schelten verderbe?“

Wie Schelte tun, das kannte sie ja nun auch. Sie wußte manche Antwort in der Schule nicht, so leicht alles war. „Das Lenel hat vor lauter lustigen Gedanken nicht aufpassen können, und ich kann's nun vor lauter traurigen nicht,“ überlegte sie sich eines Tages. Jede trübe Minute, die sie dem Lenel bereitet hatte, bereute sie. Und doch sagte sie sich, sie habe es ja nur gut gemeint, aus Liebe habe sie sich um das herzige Ding gekümmert, gewiß nur aus Liebe!

Einmal, beim Wäscheaustragen, kurz vor zwei Uhr nachmittags, sah sie das Lenel von fern herkommen. Sie hatte das himmelblaue Kleid an, das sie früher Sonntags getragen, schlenkerte die Schultasche und hüpfte auf einem Bein von einem Trottoirstein zum andern. Mit Gewalt riß die Sehnsucht Gusti hin. Sie wollte der Kameradin entgegenlaufen. Als sie aber auf den Waschkorb sah, auf den alten wollenen Rock und die blaue Lackschürze, die sie über der Jacke trug, schämte sie sich und versteckte sich in einem Hausflur, bis das Lenel vorbeigehopft war.

„Die ist freilich noch ganz die Alte,“ dachte sie beim Weitergehen und mußte lächeln mitten in ihren Tränen.

Durch dieses rasche, flüchtige Wiedersehen aber waren tausend halbvergessene Erinnerungen in ihr wachgerufen worden. Sie sah ihren Platz im Schulzimmer vor sich,

ihr niedliches Schulpult, den großen Garten, in dem die Kinder vor dem Anfang des Unterrichts und in der Zehnminutenpause spielten, alle die biblischen Bilder, die die Wände des kleinen, rotgetünchten Klassenzimmers bedeckten, alle die großen Schränke im Flur, hinter deren Türen die wunderbarsten Dinge zum Naturgeschichtsunterricht standen und die herrlichsten Bücher und Bilder lagen. Wie weit war sie von den allen getrennt! Wie weit war sie in der Fremde!

Ach, nun kam die Sehnsucht wieder gar so heiß und mächtig über sie! Sie war ganz in Tränen. Lauter dummes Zeug passierte ihr. Sie ließ den kleinen Paul einen halben Stiefmütterstrauß aufessen, ohne es zu merken, die Milch lief ihr ein paarmal auf dem Herde über, und einmal gab sie gar die Wäsche in einem falschen Hause ab.

Die letzte Nachlässigkeit wollten die erzürnten Pflegeeltern dem Vormund berichten, und Gusti hielt sie nur mit dringenden, heißen Bitten davon ab. Sie nahm sich fest und ernstlich vor und versprach schluchzend, es solle besser werden mit ihr. Sie wolle sich zusammennehmen und alles, was sie zerstreute, zu vergessen suchen.

Aber vergessen, vergessen, eine Sehnsucht vergessen — das ist eben so sehr schwer! Immer wieder liefen die Gedanken zurück zum Lenel, zur alten Schule, zum alten Glück.

Sie zerbrach sich den Kopf darüber, wie sie die Gedanken los werden könne.

Wenn sie alles einmal ordentlich wiederfähe, dachte sie. Und als sie darauf gekommen war, ließ es ihr keine Ruhe mehr. Sie hatte die Straße, in der das

geliebte Schulhaus zwischen hohen Bäumen lag, noch nie wieder betreten, sie war weit von ihrer jetzigen Wohnung, weit von der Gemeindeschule.

Aber sie machte es doch möglich. Wie der Wind raffte sie eines Tages um zehn, zu welcher Zeit die Gemeindeschule schon schloß, ihre Bücher zusammen und jagte durch Gassen und Straßen, ohne aufzublicken, dahin. Atemlos stand sie vor dem dichtumbuschten Gitterzaun des alten Schulgartens. Es war Freiviertelstunde, und alle Schulkinder waren draußen im Grünen. Sie sah durch die Büsche hindurch die Lehrer und Lehrerinnen stehen, sah die großen Mädchen Arm in Arm lustwandeln und die kleinen Ball schlagen, sich haschen und Kreisspiele spielen.

Dem Lenel war eben beim „Vogelfliegaus“ die halbe Falbel von ihrem rosa Röckchen an einem Aste hängen geblieben, und Fräulein Dora, die schöne, junge Klassenlehrerin, trat an sie heran und wollte sie schelten. Aber Lenel sprang an ihr herauf, schlang die Arme um ihren Hals und schmeichelte und lachte. Und da wurde aus dem Schelten nur ein zärtliches, gütiges Ermahnen. Gusti sah dies deutlich an der Lehrerin geliebtem Gesicht.

Gusti stand auf ihrem Lauscherposten, bis die Schulglocke die ganze Schar ins Haus gerufen hatte. Ihre Wangen brannten, und ohne daß sie's wußte, liefen ihr große Tränen aus den traurigen Augen über die mager gewordenen Backen.

Welch ein Schreck, als die Turmglocke dann ihren lauten Schlag tat und Gusti der versäumten Zeit gedachte! Atemlos jagte sie den weiten Weg dahin, von großer Angst gepeinigt. Gott sei Dank, die Pflegeeltern

waren bei der Arbeit und hatten ihr Ausbleiben diesmal nicht bemerkt!

Das Wiedersehen der alten Schule hatte ihr helfen sollen, die Sehnsucht zu bezwingen.

Aber das Gegenteil war der Fall. Die Gedanken an das Verlorene ließen ihr nun gar nicht mehr Ruhe. Vieles, was sie, ohne es zu wissen, halb vergessen hatte, stand nun wieder frisch und deutlich vor ihrer Seele; sie nahm die wenigen Schulbücher, die sie von früher noch besaß, wieder hervor und versuchte, für sich weiter zu lernen, um hinter den glücklichen Mitschülerinnen, die sie nun alle wiedergesehen, nicht gar zu sehr zurückzubleiben. Aber das Alleinlernen war schwer und doppelt schwer, weil sie eigentlich nur auf den Schulwegen Zeit hatte, in die Bücher zu sehen. Vieles aus Geographie, Französisch und Geschichte, was sie früher gut gewußt hatte, wußte sie jetzt auch nicht mehr. Da kam manchmal ein Gefühl über sie, das weher tat als Hunger und Durst. Es war der Drang nach Wissen und Können, die Angst, unwissend, ungeschickt und ungebildet zu bleiben ihr Leben lang.

Als sei schon der Anblick der alten Schule eine Wohlthat, so zog es sie nun immer und immer wieder nach der geliebten Stätte hin. Sie scheute die Anstrengung des langen Weges nicht, nur um ein paar Augenblicke hineinzuspähen in die liebe, teure Welt, aus der sie verstoßen war. Diese Augenblicke waren gramvoll genug und auch angstvoll, denn sie fürchtete sich wie ein rechter armer Sünder, daß sie jemand entdecken könne, aber doch waren sie ihre einzige Freude, ihr ganzes Glück. Sie arbeitete noch einmal so flink, wenn

sie dann nach Haus kam, und war noch einmal so lieb zu dem kleinen eigensinnigen Schreihals Paul, wenn er eine Minute länger als nötig auf seine Frühstücksmilch hatte warten müssen.

Als der Herbst mit seinen rauhen Tagen und Regengüssen kam, mußte sie öfter und öfter von ihrem Platz am Gartenzaun abziehen, ohne ein einziges Gesicht einer Mitschülerin gesehen zu haben. Aber sie unterließ doch die Gänge nicht. Schon das liebe Haus durch die fallenden braunen Blätter und die kahl werdenden Büsche hindurch betrachten zu können, war ihr ein Trost. Und dann kam zwischendurch ja auch mancher sonnenhelle, lustige Herbsttag, an dem die Schülerinnen in ihren warmen Regenmänteln und Jacken ins Freie durften und sich rote Backen holten in der frischen, klaren Luft. Lenel sah zum Anbeißen aus in ihrem neuen rotsamtenen Herbstkapuzchen, aus dem die goldigen Locken hervorquollen wie beim Rotkäppchen. Ihr Mäntelchen stand immer offen, und ihr seidenes Halstuch hing ihr aus der Manteltasche heraus, statt den Hals zu schützen. Der armen Gusti zuckte es förmlich in den Fingern, ihr's glatt und ordentlich umzubinden.

Nach den Herbststürmen kam sehr bald dichter, massenhafter Schnee, der Garten lag weiß und öde da, und nur durch die hohen Fensterscheiben guckte hier und da einmal ein Nasenspizchen.

Es war recht töricht und überflüssig, daß Gusti immer noch fast täglich den weiten Umweg machte. Aber sie konnte es nicht lassen; sie konnte nicht. Der Flockenfall hörte auf, und der Schnee wurde im Garten zusammengehäufelt, daß die Wege frei und eben wurden

und die Kinder in den Zwischenpausen doch an die Luft konnten. Es gab kleine Schneeballschlachten, und manchmal brachte gar eine einen Handschlitten, und die Beliebteste aus der Klasse wurde von den andern umhergefahren. Meist war es natürlich das Lenel. Das lachte dann, daß es silberklar durch den hellen Wintertag tönte.

Eines Tages spähte Gusti vergeblich nach dem Lenel. Die andern waren alle da, die dicke Erna mit dem langen, dünnen Zöpfchen, die drei Greten, Anny und Elfe von Stein und die andern vier. Aber Lenel kam nicht, und Gusti begriff nicht, daß die andern so heiter spielen mochten ohne den Liebling aller.

Auch am nächsten Tage fehlte das Lenel. Dann kamen wieder Schneewochen, an denen der Garten leer blieb, und als der erste bessere Tag kam und die Kinder wieder heraus durften, war von Lenels Samtklapuze und ihren Goldhärchen immer noch nichts zu erblicken.

Gusti dachte daran, daß Lenel krank sein könne, und es war ihr so angst um den geliebten, kleinen Fledermisch, daß sie die eigene Sorge ein bißchen vergaß. Ein Ausdruck von Sehnsucht lag in dem spähenden Blick, mit dem sie den Garten überflog, der jeden hätte rühren müssen.

Sie machte jetzt nur noch mit wahrer Todesangst den Weg nach der alten Schule. Ihre Pflegemutter hatte gemerkt, daß sie nicht geraden Weges nach Haus ging, und paßte genau auf, wann sie kam, und fragte und schalt dann, und Gusti schwieg und weinte. Sie konnte ja nichts sagen. Mit jedem Tag eilte sie rascher aus der Gemeindeschule fort und machte den Weg schneller.

Sie war mager und abgezehrt von all der Eile, der Sehnsucht und der scheuen Angst, die sie litt.

Wenn sie Lenel erst wiedergesehen hatte, wollte sie die Wege einstellen, nahm sie sich traurig vor.

Die Winter Sonne streute eines Tages blizende, demantene Funken über die bereiften Zweige und über den hartgefrorenen Schnee. — „Heute sind sie gewiß alle im Freien,“ hoffte Gusti. Und richtig, sie waren alle da. Sie gingen auf und ab die Gänge entlang, artig untergefaßt, merkwürdig still. Nach dem Lenel sah sich Gusti fast die Augen aus, aber sie war nicht zu erblicken. Gusti stand so scheu und angstvoll wie immer hinter dem Zaun, zitternd vor Frost und vor Entdeckung bangend wie immer.

Bisher war noch keiner drinnen auf das Armenkind aufmerksam geworden. Aber heute hörte sie plötzlich auf dem langen Gang, der neben dem Garten hin auf die Straße führte, bekannte Stimmen und Tritte, die sich der Straße näherten. Es schien, als ob die Vorsteherin einen Besuch bis ans Tor geleite. Auch die Stimmen mehrerer Lehrerinnen waren zu erkennen. Jetzt trat der Besuch, eine Dame im schwarzen Kleid, auf die Straße hinaus.

Gusti floh wie ein geängstigtes Reh. Sie hatte mit einem einzigen raschen Blick das Gesicht der Dame erkannt, ein Gesicht, vor dem sie immer eine leise Angst gehabt, und vor dem sie jetzt in ihrer Armseligkeit und Armenscheu aufs heftigste erschraf.

Es war Lenels Mutter.

Wie ein Bild des bösen Gewissens, in unsinniger Hast flog Gusti zwanzig, dreißig Schritte vor der Dame

her. Aber bei dem Rennen war ihr der lange, schlechte Wollrock, den sie trug, aufgegangen und plötzlich kam ihr der derbe Stoff zwischen die Füße, und sie schlug der Länge lang hin auf den harten, eiskalten Boden.

Durch ihren Kopf, durch alle ihre Glieder zuckte der Schmerz. Aber der Schmerz war ihr nichts. Nur der Gedanke: „Wenn sie dich sieht! O Gott, wenn sie dich sieht und erkennt!“ ließ ihr Herz zum Zerspringen schlagen. Sie presste sich förmlich an die kalte Erde und duckte den Kopf in die Hände wie in ein Versteck.

„Geh vorbei, o geh vorbei an mir!“ rief's in ihrer geängstigten Seele.

Aber die Frau Rittmeister ging nicht vorbei. Sie kam mit todblassem Gesicht blitzschnell auf die langausgestreckte Kindergestalt zugeeilt und hob den blutenden Kopf.

„Nein — nicht! Nein — nicht!“ schrie Gusti, sich mit Händen und Füßen wehrend.

Aber endlich mußte sie doch aufblicken, und da sahen sich zwei Paar Augen an, so traurig, so elend, so tränenvoll eins wie das andere.

Die Dame, der ein langer Trauerschleier beim Knien bis zur Erde wallte, rief mit Schluchzen: „Du? — du?“ Und dann strich sie Gustis glatten Scheitel, den Blutstropfen gerötet, und sagte mit gebrochener Stimme voll Liebe und Leid: „Gott! du arme Gusti — bist du's wirklich?“

„Ja!“ sagte Gusti ganz leise und müde. Die freundliche Stimme klang ihr wie im Traum, wie etwas, was sie nicht fassen konnte. Und der schwarze Schleier dazu! — Sie wußte, das bedeutet, daß jemand gestorben ist

Das Lenel? — — Aber das konnte sie auch nicht fassen. Die Gedanken verschwammen ihr, das Blut rann so sehr. Dann lag sie still und bleich in der Frau Rittmeister Arm und wußte nichts mehr von ihrer Not.

* * *

Die Eltern des wilden, holden Lenels, das eine schlimme Halskrankheit so schnell dahingerafft hatte, haben die arme Gusti, nachdem sie sie von langer Krankheit gesund gepflegt, an ihres verstorbenen Kindes Stelle zu eigen angenommen. Sie haben sie herzlich lieb.

Gusti geht wieder in die alte Schule. Ihre Sehnsucht ist gestillt. So frisch und froh wie die andern Kinder wird sie freilich nie wieder werden.

Und so schön, wie es war zu Lebzeiten Lenels, wird es nie wieder in des Rittmeisters Haus.

„Ach, wenn der herzige Wildfang noch da wäre!“ denken die Eltern oft, tief, tief betrübt. „Gustel, die es so gut mit ihm gemeint hat, könnte ihn ruhig manchmal ausschelten!“

»»»«««